

Leopold Ziegler:

„... irgendwie würde es schon einmal recht mit mir werden“

Zum 50. Todestag des Kulturphilosophen

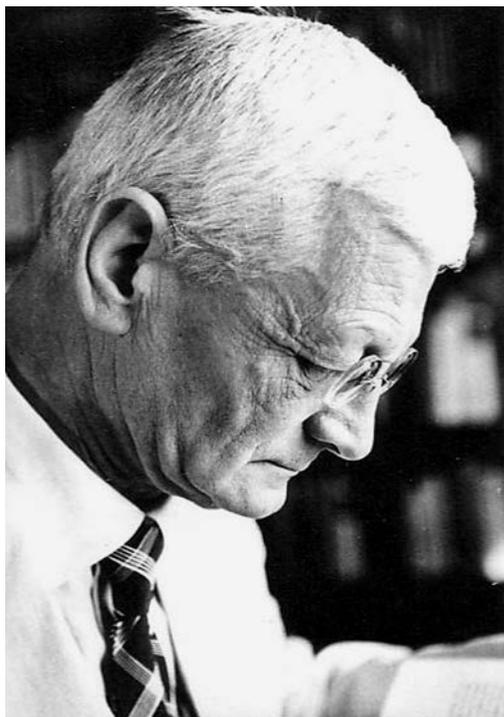
Am 25. November 2008 jährt sich der Todestag des Kultur- und Religionsphilosophen Leopold Ziegler zum 50. mal. Ziegler, 1881 in Karlsruhe als Sohn eines Rahmenhändlers und -vergolders geboren, war einer der großen Einzelgänger und Außenseiter seiner Zunft. Nie habilitiert, vollzog sich seine literarische und wissenschaftliche Karriere außerhalb des akademischen Lehrbetriebs – mehr noch: er trotzte einer mühseligen Existenz als Privatgelehrter und einer stets gefährdeten Gesundheit ein beeindruckendes Lebenswerk ab. Daß ihm dies gelang, begründete Ziegler selbst mit der Energie, die ihm aus der Opposition gegen seine Zeit und ihre innere Verfassung zugewachsen sei. Sein Werk kann als bedeutender Beitrag zum Versuch gelten, neuzeitliches Denken mit vorwissenschaftlichen Erkenntnissen zu verbinden, die Existenz des heutigen Menschen durch umfassende Rückgriffe auf die gesamte menschheitliche Überlieferung zu erneuern.

Dabei weisen Denken und Werk Zieglers von Anfang an eine ungewöhnliche Breite auf. Einer Schrift zum Weltbild Nicolai Hartmanns, zur Architektur Brunelleschis („Florentinische Introduction“, 1912) sowie zu Wagners Konzept des Gesamtkunstwerks folgten während des Ersten Weltkriegs, als Ziegler zu den „Geschichtsgegebenheiten Nation und Staat, Person und Gesellschaft“ vorstieß, Bücher wie „Der deutsche Mensch“ (1915) oder „Volk, Staat und Persönlichkeit“ (1917). 1920 legte er dann mit dem zweibändigen „Gestaltwandel der Götter“ eines jener epochalen Werke vor, die – wie Spenglers „Untergang des Abendlandes“, Blochs „Geist der Utopie“ oder Theodor Lessings „Geschichte als Sinngebung

des Sinnlosen“ – zu den meistdiskutierten Lektüren der Zeit gehörten, ja ihn berühmt machten. 1929 erhielt Ziegler, nach Stefan George und Albert Schweitzer und ein Jahr vor Sigmund Freud, als dritter den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt am Main, und er war der einzige Philosoph, der je vor dem Reichstag sprach.

Zwar erging im „Gestaltwandel der Götter“, worin Ziegler der Entwicklung des religiösen Bewusstseins von den griechischen Mythen bis zum Religionsverlust im 20. Jahrhundert nachging, das Wort vom „Mythos atheos“ und den „Mysterien der Gottlosen“, doch beanspruchte der Autor damit keineswegs das letzte Wort über die Religion gesprochen zu haben. Viele Leser erkannten in dem Werk denn auch eine Art verkappter Religion oder zumindest Sehnsucht nach ihr. Kam Ziegler aufgrund seiner kulturvergleichenden Studien zu der Auffassung, dass Religion „im Kern Wunsch nach Selbstvergöttlichung“ sei, stieß er in seinem nächsten Werk „Der ewige Buddha“ (1922) zu einer ganz und gar innerweltlich aufgefassten Religiosität im Sinne einer „Gottwerdung des Menschen“ vor. Das „Tempelschriftwerk in vier Unterweisungen“ (Untertitel) galt demnach dem „vollkommen selbstverantwortlichen Menschen“, der „auch sein Heil nicht mehr von irgend einem Gotte abhängig wissen mag“. Dieses Paradoxon einer „atheistischen Religion“ hatte er bereits im „Gestaltwandel“ anklungen lassen.

Nach dem wiederum zweibändigen Werk „Das Heilige Reich der Deutschen“ (1925) sowie zahlreichen Schriften zu Gesellschaft und Wirtschaft, Wissenschaft und Schule



Leopold Ziegler

wandte sich Ziegler im Folgenden dem Christentum zu, am deutlichsten mit seinen Büchern „Überlieferung“ (1936), „Menschwerdung“ (1948) und „Das Lehrgespräch vom Allgemeinen Menschen“ (1956). Der Religionsphilosoph Ernst Benz erkannte in dieser Wende ein Erschrecken über die Radikalität, Unausweichlichkeit und Erschütterung über die Folgerungen, welche sich aus Zieglers Begegnung mit Buddha ergeben hatten. Doch war Zieglers „eigener Gestaltwandel“ keineswegs konfessionell bestimmt; er gründete vielmehr auf einem integralen Verständnis von Überlieferung, dem zufolge die geistigen und religiösen Manifestationen aller Kulturen und Zeiten gleichsam nur Fragmente, Facetten und Varianten ein- und derselben Uroffenbarung darstellten und ein in der gesamten Menschheit hinterlegtes, von der Neuzeit „gleichsam verlerntes Alphabet des Weltgeistes“ bildeten. Diesen einheitlichen Besitz fand Ziegler im Gilgamesch-Epos und in den Upanishaden ebenso wie im Taote-king und in der Gnosis, bei den Propheten wie in der Kabbala, in den Evangelien wie in der Edda.

Sie alle glaubte er vom selben „unterirdischen Strom derselben Überlieferung genährt und gespeist“, an den es das neuzeitliche und verwissenschaftlichte Denken wieder anzuschließen gelte. Zwar galt Ziegler in „Überlieferung“ Christus als „der letzte Gott, der alle Götter in sich vereinigt“; aber er beharrte auf einem Verständnis von „Katholizität“ im Wortsinne von „All-Umfassendheit“ – gemäß dem Sinn des Johannes-Wortes, wonach „in meines Vaters Haus viele Wohnungen“ sind. Damit hat Ziegler die Idee einer „Ökumene der Weltreligionen“ mit vorbereitet. Wie zuvor schon im akademischen Bereich, löste Ziegler mit solchen Gedanken auch innerhalb der Katholischen Kirche Distanzierung aus, sicherte sich freilich die Faszination vieler Einzelner und übte auf sie umso größere Wirkung. So etwa auf Reinhold Schneider, mit dem ihn seit Mitte der dreißiger Jahre eine enge Freundschaft verband (vgl. Badische Heimat 2008, Heft 2).

Der angedeutete intellektuelle Sicherheitsabstand Zieglers zu seiner Zeit zeigt sich in mehrerlei Hinsicht. Bereits nach dem Scheitern seiner Habilitation 1905 war er noch während des Ersten Weltkriegs von seinem damaligen Wohnort Ettlingen an den Bodensee gezogen – zunächst nach Doberatsweiler im Lindauer Hinterland, wo er zur wirtschaftlichen Absicherung zusammen mit seiner Frau ein kleines Selbstversorger-Gut betrieb; 1925 tauschte er dieses Abseits mit dem Efeuhaus am westlichen Steilufer Überlingens, das ihm ein Gönner zur Verfügung stellte. Dieses blieb ihm über drei Jahrzehnte hinweg Refugium bis zu seinem Tod im Jahre 1958.

Dieselbe Distanz wie zum gesellschaftlichen Leben bewies Ziegler in politischer Hinsicht. Ständestaatlichen Vorstellungen anhängend, machte er aus seiner Distanz zur Demokratie von Weimar wie zum Parlamentarismus generell kein Hehl, ging freilich auch zum Dritten Reich, das er als Gegenreich verstand, frühzeitig auf Distanz. Das vertiefte Abseits und die verminderte Wirksamkeit, die ihm durch den Nationalsozialismus auferlegt waren, konnte auch ein Neuanfang unter veränderten Vorzeichen nicht wirklich wieder ausgleichen. Wohl brachte ihm die Nachkriegszeit noch manche Aufmerksamkeit und Anerkennung – so 1956 den Bodensee-Lite-

raturpreis der Stadt Überlingen – doch im Laufe der fünfziger Jahre fiel Ziegler zusammen mit den Vertretern einer konservativen Kulturphilosophie mehr und mehr einem grundlegenden Paradigmenwechsel zum Opfer. Im Zeichen aktueller Fragestellungen jedoch – wie etwa der Renaissance der Religion(en) bzw. eines neuen Atheismus oder der Forderung nach einem Weltethos in Fragen globalisierten Wirtschaftens – kommt seinem Werk wieder aktuelle Bedeutung zu.

Manfred Bosch

Die „Badische Heimat“ erinnert an den bedeutenden Philosophen durch einen Auszug aus dem ersten Teil von „Mein Leben“, worin Ziegler auf lebendige und eindrucksvolle Weise Einblicke in seine prägende Herkunfts- und Bildungswelt gibt. Der Text ist dem Band „Dienst an der Welt“ (1925) entnommen; für die Genehmigung zum Abdruck dankt die „Badische Heimat“ der Leopold-Ziegler-Stiftung, die sich bemüht, Zieglers Werk in Erinnerung zu halten und neu aufzulegen (siehe das Verzeichnis am Ende des Beitrags). Die Badische Landesbibliothek, die den Nachlass Zieglers verwahrt, widmet ihm zusammen mit Reinhold Schneider vom 15. Juli bis 31. Oktober 2008 im Foyer eine kleine Ausstellung.

LEOPOLD ZIEGLER: MEIN WEG HINAB

„Dieses Leben – dein ewiges Leben“

Nietzsche

Denk' ich zurück an meine Herkunft, so erscheint mir vor allem der Umstand von Bedeutung, daß ich keinem Haus mit geistigen Überlieferungen entstamme. Mein Vater war Kaufmann, mein Großvater von Vaters Seite vielleicht was Besseres, nämlich Handwerker, – Handwerker zwar von Geschick und Geschmack, mit einem Stich ins Kunsthandwerkliche. Er sei als junger Bursche (wird erzählt) vom Schwäbischen nach Karlsruhe eingewandert, seines Zeichens ein Vergolder. In der hübschen Hauptstadt Badens hat er das ansehnliche Geschäft auf der Langen Straße gegründet, dem mein Vater nachher vorstand.

Wie gesagt, war dieser selbst schon kein Handwerker mehr, wenigstens besitzt meine Familie von ihm kein so tüchtiges Stück kunstgewerblicher Handfertigkeit wie von meinem Großvater. Indes haftet mir der kleine Zug, daß er sich nicht gern Kaufmann, viel lieber Vergolder nennen hörte, – und dies, obgleich er, was die im Hinterhaus betriebene Herstellung von Bilderrahmen angeht, die Arbeit seiner Leute nur überwachte. Ich bin geneigt, den Umstand, daß ich weder von Gelehrten noch Beamten abstamme, überwiegend als Vorzug zu buchen, just weil ich mir über die Erschwernis völlig klar bin, die daraus für meine Erziehung erwachsen ist. Mein geistiges Leben blieb länger ungeweckt, als sonst wohl der Fall gewesen wäre: dafür blieb ich länger Kind, ein zärtlich-verzärteltes Muttersöhnchen. Vor allem aber war niemand, der mich in eine Richtung gestoßen hätte, und ganz allein mußte ich, durfte ich mich zu mir selber tasten. Und welch ein dummer, dumpfer, tumber, unaufgeschlossener, traum- und saumseliger Bursche muß ich gewesen sein, damit ich gleich in der untersten Klasse des Gymnasiums sitzen bleiben konnte. Ich schrieb nie dagewesene Klassenarbeiten in Latein. Einfachste Vorgänge blieben mir durchaus dunkel. Wenn der rotbärtige Lehramtspraktikant frug: Habt ihr's kapiert? – dann frug ich mich wohl schüchtern: Was ist das für ein Ding, „kapiert“? In meiner Blötheit kapierte ich nichts, nicht einmal, daß man kapiere müsse ... Erklärlich, wenn besagter Lateinlehrer meinem Vater wohlmeinend anriet, er solle seinen Sohn aus dem ehrwürdigen Gymnasio Wendts beizeiten herausnehmen und in die damalige Real-, später Oberrealschule stecken: ich taue höchstens wohl zum Kaufmann. So ward ein weittragender und verantwortlicher Wechsel der Bildungsanstalt allzu leichten Herzens vorgenommen und dadurch eigentlich späterer Berufswahl eigenmächtig vorgegriffen; zum zweiten Mal besuchte ich die Sexta, jetzt ohne unüberwindliches Latein. Damals kam mein Leben auf ein falsches Gleis, und heute noch neide ich dem „absolvierten“ Pennäler seine Humaniora, ich weiß nicht, ob mit oder ohne tiefere Gründe. Auch gesellschaftlich fühlte ich mich heruntergesetzt unter fast lauter Kleinbürger- und

Arbeitersöhnen. Abstoßende Gewohnheiten, rohe Sitten, häßliche Sprache, ungepflegte Körper verletzten mich. Und was in der Tat eine Gefahr hätte sein können und wohl auch gewesen ist, – diese Jungens waren, der Teufel mochte wissen woher, im Besitz von allerlei „Aufklärungen“, nach denen ich bis dahin kaum lüstern gewesen war ...

Ein Lichtblick, daß ich in der neuen Schule gleich Klassenerster wurde, und dies einstweilen auch blieb, bis in Untertertia die böse Mathematik begann. Sonst muß ich die Schuljahre wie so viele andere Männer mit mir als Zeit knabenhafter Leiden betrachten. Die Lehrer mochten meistens mich nicht und ich zur Vergeltung sie nicht; etliche gaben ihre Überlegenheit, ihre Abneigung dadurch unverhohlen zu verstehen, daß sie mich bei passenden Anlässen hänselten oder höhnten („das Bübchen mit seinem Püppchengesicht“, wie oft mir diese wirklich „geflügelten“ Worte in der Turnstunde zugeschnarrt wurden von einem feldweibelhaft aufgeblasenen Menschen des Spitznamens Seppel, dem mein kindliches Persönchen augenscheinlich stark wider den Strich ging ...). Unter den Kameraden fühlte ich mich auf mich selbst gestellt; kaum einer, der mir zu vertraulichem Umgang zugesagt hätte. Dreizehnjährig verlor ich den Vater, nach langwieriger, hoffnungsloser Erkrankung, Beute derselben Tuberkulosis, die bei mir mit sechsundzwanzig tückisch ausbrach. Um jene Zeit trat mir ein Lehrer menschlich näher, dem ich lebenslang warmen Dank schulden werde, obschon er in meiner Klasse nur ein einziges Jahr unterrichtete. Es ist Karl Heimbürger, damals Führer der badischen Demokraten, nachher Vizepräsident der Zweiten Kammer, ein Politiker nicht hohen Stils, aber gewissenhaften Charakters, opferwillig und echt, treu und sauber. Er blieb mir die ganze langweilige Schulzeit über zugetan als der ältere und männliche Freund, dem ich das manchmal schier berstende Herz ausschütten durfte, und von dem ich mich verstanden, ja geachtet fühlte. Bei derlei Ausbrüchen zeigte er sich liebevoll und gütig. Insonderheit wußte er des Ungebärdigen Ent-rüstung wohl-tätig zu dämpfen über die Behandlung von seiten des Direktors, dessen Zorn schlechthin keine Grenzen kannte,

wenn ich ihm in meiner übergroßen Kurz-sichtigkeit und Geistesabwesenheit begegnet war, ohne zu grüßen. Diesen polternden Bonzen habe ich mit der hellen Inbrunst gehaßt und verachtet, die nur Knaben und Frauen kennen; in mir kochte das mehr als lebendige, leidenschaftliche Temperament der Mutter ... Heimbürger jedoch war begabt, beinah' darf ich schon sagen: begnadet mit jener gutlaunigen und gemütvollen Schalkheit, die unwiderstehlich entwaffnet und entspannt, und manche hochtrabende, ja verzweiflungsreiche Szene endete so in einem erlösenden Gelächter. Der Alte, wenn er auch knurrt und faucht, er ist vielleicht gar kein so boshafter Teufel, wie du meinst. Ein bißchen untergeordnet, es ist wahr, und aus diesem Bewußtsein heraus im Übermaß erpicht auf die Bezeugung der ihm als deinem „Vorgesetzten“ (hier haben wir den Militarismus in der Schule!) anstehenden Ehren ... Man sieht, dieser behagliche Tröster verstand sich auf das beste Geheimnis der Erziehung, – er nahm unsere Jugend ernst. Was er uns jungen Leuten seines näheren Umgangs an geistigen Gerichten sonst auftrug, war schmack- und nahrhafte Hausmannskost und mit allen den alemannischen Humoren gesalzen und gewürzt, die uns Südwestdeutschen seit unserem wackeren Hebel so innig teuer sind: etwas anderes als das laue Spülicht, das gewisse Oberlehrer täglich neu aufwärmten. Noch in zweierlei Betracht übte Heimbürger bestimmenden Einfluß auf mich aus. Er lieh mir mit fünfzehn Jahren Schopenhauers Schrift über die Willensfreiheit; er bestärkte mich (vielleicht unabsichtlich) in einer angeborenen Abneigung gegen alles Militärische. Da ich in jenem Alter entschiedener Pessimist war, der an sich selbst heftig litt und die Menschen, dieses Pack, aus Herzensgrund verachtete, so mußte Schopenhauer in mir mächtig einschlagen und zünden. Was aber meinen instinktiven Antimilitarismus, wo nicht Pazifismus anlangt, scheint er mir eine Erbschaft oder Beeinflussung von Vaters Seite her zu sein. Wenigstens entsinne ich mich noch recht gut, wie mir mein Vater auf meine Frage, was denn die Buchstaben O W N S selbviert oben auf dem Kaser-nendach zu bedeuten hätten, scherzhaft die

Antwort gab: O werde nie Soldat! Aus manch anderen Äußerungen meines Vaters, die mir haften blieben, glaub' ich schließen zu müssen, daß dieser Scherz halbwegs auch mit Ernst gemischt war.

Deuchten mir Schule, Unterricht und Lehrer somit nicht gemäß, – was war nächstliegender, als daß ich meine geistigen Gewichte frühzeitig außerhalb suchte. Schopenhauer und die Philosophie wurden schon erwähnt; man wird sich nicht wundern, ihnen beiden bald Wagner und die Musik zugesellt zu finden: hier begann die Stimme der Generation zu sprechen. Zwar knüpft sich mein erster bewußter Eindruck musischer Art an eine Vorstellung der Zauberflöte. Aber für Mozarts lichte Menschlichkeit war ich noch lange nicht zu haben, und so ward dieser Eindruck unermesslich überboten durch eine Lohengrinführung unter Mottl. Die Karlsruher Oper, man darf nicht sagen das Karlsruher Theater, galt in den neunziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts mit Recht als eine der vorzüglichsten in Deutschland. Ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen wirkten neben Mottl, unter ihnen der hoffentlich auch in Bayreuth noch nicht vergessene Fritz Plank, gestaltlich allerdings ein Dickbauchbuddha, gesanglich und darstellerisch jedoch in gleicher Künstlerschaft der Tragik wie des Humors, der Dämonie wie der Komik mächtig und an plastischer Kraft allem überlegen, was ich sonst auf der Bühne sah, – unstreitig einer vom Geschlecht der Schnorr und Niemann. Ah, es gab da um die Jahrhundertwende drei oder vier Abende, mit Tristan, mit der Walküre, mit Siegfried, mit den Meistersingern (einmal sogar mit Carmen, eine prachtvolle Italienerin in der Titelrolle, die unsern sehr begabten Don José einfach hinriß), – Abende, die nahe an theatralische Vollkommenheit der Darbietungen reichten. Ein Orchester, das unter Mottls Zauberstab in der gesunden, frischen Sinnlichkeit der Wiener Rasse frühlingshaft aufblühte wie eine Maienwiese, die mit ihren tausend Blumenglocken vom Wind in tausend zart melodische Farbenspiele gewiegt wird; eine Szene voll selbstvergessenen Zusammenspiels, Ineinanderspiels der Gebärden und Gesänge, bei allem entfesselten Gewoge stets gebändig bleibend und die Linie der Schön-

heit, ja der Anmut niemals übertretend ... (das Unerfreuliche, ja Unmögliche versank oder wurde übersehen). Hier, wie in den allwinterlichen Orchesterkonzerten, wo ich Beethoven, Schubert, Berlioz, Bruckner und in Mottls letzter Zeit Bach, viel Bach zu hören bekam, musizierte die naive Liebe zur Musik, die so gar keine Umstände macht und von keinerlei Nebenabsichten störend beschwert scheint. Wie hätte man sich in dieser musikalisch so herrlich erwärmten Temperatur Wagners erwehren können, Mottls unbedingtem Abgott? Wer jung war oder doch wenigstens jugendlich, der durfte die mühsam verhaltene Ekstase seiner Jugend im Theater entbinden, jene vom öffentlichen Leben der modernen Gesellschaft längst nicht mehr genährte, nicht einmal geduldete, ja schließlich überall verdrängte Ekstase, die glückhaftere Zeiten und Rassen in kultischen Feiern, religiösen Festen gewaltig entluden. So wurde mir diese Art Theater ein Stück heiliges Eleusis und in den gehobenen Augenblicken jedenfalls etwas Höheres als Bayreuth, – nämlich ein Bayreuth ohne bayreuther Gesindel, ohne das halbverrückte Gestammel der Wagnerianer, ohne die schwüle Brunst der Wagnerianerinnen und ohne deren sehnedes Geschmache ... Daß dieses un-griechische Eleusis der ungeheuern Gott- und Welthintergründe demetrisch-dionysischer Heilsfeiern und Heilsweihen durchaus entbehrte und eben darum seiner unerlässlichen metaphysischen Rechtfertigung, daß die Tragödie Wagners bestenfalls eine Hygiene, nie aber ein Sakrament, nie eine Religion bedeuten konnte, dieser schlüssige Einwand kam mir erst zehn Jahre später, als ich mich im Theater Wagners zu langweilen begonnen hatte und mir bestürzt die Frage vorlegen mußte: wie ist das möglich? Der Jüngling von damals indes ließ das Theater ohne Vorbehalt als stellvertretendes Eleusis gelten. Noch unreif und darum unbelehrt über das Unstättliche, sich ohne innere Widerstände hinzugeben, empfand er als Wohltat, ja als Wollust ohnegleichen, auf solche Widerstände vollkommen zu verzichten und in der tönenden Woge voll zauberischen Wohl- und Mißklangs zu ertrinken.

So genoß ich hier auf meine Weise eines tiefen Glücks in jenen kaum an Glück sonst

ergiebigen Jahren, wo sich der Kelch des Lebens durstig öffnet, um Tau und Sonne zu saugen, und wo man bei uns die Jünglinge hinter Schulmauern sperrt, damit sie sich rechtzeitig auf die Fron ihrer späteren Berufe vorbereiten. Ich aber erschien nach dem Aufschwung solch berauschter Abende Montag morgens zerschlagen, mißlaunig, überreizt und angewidert in der Physikstunde, deren mathematische Formeln ich mir fast ebenso wenig geistig anzueignen vermochte wie früher die Stammzeiten lateinischer Verben. Von diesem ganzen Hokuspokus mit Logarithmen und Kotangenten verstand ich nichts und wollte nichts verstehen. In meinem unerträglichen Hochmut hielt ich das gerade gut genug für die andern, die an meinen theatralisch-musikalischen Exaltationen keinen Teil hatten und haben konnten. Ich war Eingeweihter, – sie standen im Vorhof gepfercht wie Opfervieh, für sie waren Fallgesetze und barometrische Höhenmessung eben recht. Die Schule entglitt mir immer mehr und ich der Schule. Die Kameraden waren mir, wofern ich sie nicht geradezu mißachtete, um so gleichgültiger, als ich endlich einen Freund, zeitweilig sogar den Freund gefunden hatte: Karl Hofer, den Maler, der damals noch im Kontor der Müllerschen Hofbuchhandlung arbeitete. Durch Hofer, der seine Rettung vor untergeordneter Schreibarbeit noch leidenschaftlicher, noch verbissener betrieb, als ich meine Erlösung von der Schule und den vermaledeiten „Schiffern“ herbeisehnte, erhielt mein Hang zur Philosophie und Musik ein wohlthätiges Gegengewicht. Viel weniger verstiegen als ich selber, mir an Jahren und Einsichten, an Willenskraft und an Begabung fraglos überlegen, erschloß mir Hofer eine bisher fremde Welt, in der ich jedoch zu meiner Freude sehr bald Fuß faßte. Hier trat mir der Maler als schlechthin dämonisches Element entgegen, von einer unterbewußten Bildervorwelt, Bilderurwelt unheimlich verzaubert und behext: aus tiefsten Schichten, ältesten Schächten der Menschenseele aufsteigend, gibt sie beklemmende Kunde von einer Vergangenheit, die sonst nur noch in Träumen vom Spiegel des Bewußtseins aufgefangen wird; – mit Mombert zusammen war Hofer (und ist jetzt erst recht) der vollkommenste Träumer, nicht apollinischer, sondern

dionysischer, ja demetrischer Abkunft, den ich in heutiger Umwelt kenne ... In meiner väterlichen Vergolderei konnte mir das Bilderwesen als solches nun zwar nicht ganz unbekannt bleiben; noch heute wäre es mir ein leichtes, die Bilder zu nennen, vor denen ich andächtig als Knabe halbe Tage auf den Knien rutschte. Seither waren jedoch Jahre vergangen, als ich Hofer kennen lernte, und was den Ausschlag geben mußte, – man hatte daheim der alten Richtung angehangen. Die Lehrer der Karlsruher Akademie, die Schönleber, Keller, Hoff, Baisch gingen in meines Vaters Geschäft täglich aus und ein, und ihre Namen hörte ich immer wieder von neuem mit Verehrung nennen. Wohl schwirrten auch gelegentlich andere Namen wie Lessing, Schirmer und sogar Feuerbach durchs Zimmer. Aber der unbestrittene Meister war doch Makart und nächst ihm, wie billig, der „Makart Karlsruhes“ Ferdinand Keller. Hofer dagegen gewann den rückständigen Freund im Handumdrehen für Klinger und Stuck, Thoma und Böcklin, bedingterweise sogar schon für Marées und für die französischen Impressionisten. War seit dem Tag meiner Einsegnung mein ausgesprochenes Lieblingsbuch Chamberlains Richard Wagner, so trat jetzt Muthers Geschichte der modernen Malerei, von Hofer mir ins Haus gebracht, erfolgreich damit in Wettbewerb. Und wenn wir zusammen an Sonntagabenden die Oper besuchten, versäumten wir am Vormittag nur selten die Kunsthalle, wäre es auch nur, um im Eilmarsch an den goldigen Wänden der alten Deutschen stumpfsinnig vorbeizustampfen und eine Weile vor Feuerbachs Gastmahl, späterhin vor Böcklins Armut und Sorge zu verharren: dann aber sprudelten wir los in endlos Gesprächigem Geplätscher, unerschöpft und unerschöpflich, wie der Trieb zur Mitteilung, der ewig menschliche, selber ... So sind Schopenhauer, Wagner, Böcklin die Sterne jener ersten Jugend gewesen, die zeitlich zwischen dem Knabenalter und den Jünglingsjahren gelegen ist. Welche instinktiv waltende Folgerichtigkeit ich mit dieser anscheinend zufälligen Wahl bewies, konnte ich freilich damals noch nicht durchschauen. Die Leidenschaft aber, mit welcher ich mich auf alle diese Dinge warf, würde mich buchstäblich aufgezehrt haben, wenn sich die gesunde Natur

nicht mit einem drastischen Mittel zu helfen gewußt hätte. Mit Siebzehn erkrankte ich schwer. Ich mußte nicht nur der Schule auf Monate fern bleiben, sondern auf lange hinaus das übertriebene Geschwelge in allerlei Gefühlen und Gesichtern unbedingt meiden.

Als ich der obersten Klasse angehörte, las ich zufällig die Anzeige eines Privatissimums, welches der Professor der Philosophie Arthur Drews über Hartmanns Erkenntnislehre hielt. Meiner sofort übermittelten Bitte, trotz meiner Eigenschaft als Mittelschüler daran teilnehmen zu dürfen, wurde freundlichst stattgegeben, und so erschienen denn Hofer und ich allwöchentlich bei dem Philosophen, um gleichsam die Elemente dieser Grundwissenschaft zu erlernen. Bei meiner raschen und unbedenklichen Art war es nicht weiter zu verwundern, daß ich mich jetzt ebenso heftig Hartmann zuwendete wie vormals Schopenhauer. Schließlich brauchte ich von dem, was mir bei Schopenhauer teuer war, hier nichts aufzugeben; was dazu kam, war eine viel größere Eindeutigkeit und Genauigkeit, wie sie der von Hartmann begründete transzendente Realismus zuließ. Der zentrale Gedanke des Unbewußten schien mir sozusagen selbstverständlich, und der höhere Sinn des kantischen Kritizismus und Apriorismus war mir noch viel zu unzugänglich, um mich in Ansehung einer ontologischen Metaphysik stutzig zu machen. Bald nahm ich unter der Anleitung Drewsens die systematischen Schriften Hartmanns der Reihe nach durch, und noch vor dem Abgang von der Schule stand mein Entschluß fest: nach bestandener Reifeprüfung gedachte ich einige Semester bei Drews zu studieren und mich derweil auf meine Ergänzungsprüfung im Latein vorzubereiten, ehe ich die Universität bezog. Da in meinem Leben nun doch schon einmal alles von der Regel abwich, war es nur folgerichtig, daß ich auch meine Hochschulzeit so regelwidrig wie nur möglich verbrachte [...].

Ehe ich die Technische Hochschule meiner Vaterstadt verließ, um nach Heidelberg zu übersiedeln, hatte ich meine beiden ersten Schriften verfaßt, eine Metaphysik des Tragischen, deren erstes Konzept ich noch als Schüler der ersten Klasse in ein sogenanntes Allerleiheft eintrug, und ein Wesen der Kultur. Wie

auch die erste Produktion eines Denkers beschaffen sein möge, – sie wird unvermeidlich ein Ausdruck seiner Wesensart sein und insofern ein Urteil, das er über sich selber fällt. In einem gewissen Sinne schreibt man ja immer nur sein erstes Buch. Mann kann es, man soll es auf vielfach aufgehöhter Ebene der Ich- und Weltstufung immer und immer wieder schreiben, aber man kann es so wenig anders schreiben als sein einmal angetretenes Leben anders leben, – hier schließt sich jede Wahlfreiheit von selber aus. Was mich betrifft, fand ich mich mit Achtzehn oder Neunzehn dem Problem des Tragischen gegenüber: was nun allerdings, wie man mir zugestehen wird, vieles und vielerlei heißen kann. Die Frage ist, was es bei mir hieß. Es hieß, daß ich der Gegebenheit des Leidens, die sich mir vor anderen Gegebenheiten eingedrückt zu haben scheint, einen metaphysischen und vielleicht eher noch einen religiösen Sinn abzuringen trachtete. Wie einfältig und wie unfertig sich das Büchlein nach zwanzig Jahren ausnimmt, wie kindlich, ja wie schülerhaft es Hartmann und hartmannsche Metaphysik umrankt, – in einem Betracht steht es dennoch gerade und fest auf seinen eigenen Beinen. Es läuft nicht hinter einem Problemchen her, welches seinem Urheber Bücher oder akademische Lehrer gestellt hatten; mit hoher Eindeutigkeit war es mir vom Leben selbst gestellt. Dieser Urheber litt an sich, am Leben, an der Wirklichkeit, und so suchte er sein Leiden irgendwie als ein Gesetz zu begreifen. Und er sagte sich folgendes. Jedes Lebendige wird leiden müssen, weil es nur ein Einzelnes ist, abgesprengt vom Ganzen. Zutiefst ein individuiertes Wollen, wird es genau im Maße, als es sich selber steigert, wider das totale Wollen oder doch auf dessen Kosten „wollen“ müssen: der tragische Mensch aber ist nur der Grenzfall des Menschen überhaupt, nämlich der Mensch äußerst gesteigerter Eigenwilligkeit und Selbstbejahung, eine Ballung, eine „Dichtung“ ganz besonders starker Welt- und Lebenskräfte. Als Träger vitaler Energien nicht nur von seltenster Heftigkeit, sondern obendrein von unvergleichlicher Bestimmtheit, Eigengerichtetheit, ja Starrheit, treibt der tragische Mensch mit Notwendigkeit zum Widerstreit mit gegensinnigen Daseinsmächten. Sein

überspannter Einzelwille prallt zusammen mit dem herausgeforderten Gesamt- oder Gesellschaftswillen, – er kämpft, sucht sich in Kämpfen zu behaupten, unterliegt und geht unter. Das Tragische, das ist der Versuch des Einzelnen zu maximaler Selbstbehauptung durch maximale Selbststeigerung, und so in letzter, kaum zu erahnender Konsequenz zugleich der Versuch seiner Selbstaufhebung und Selbstvernichtung. Das Leben will in seiner untersten, unbewußten Schichtung – man sieht, wie nur ein Adept des Unbewußten jene Studie schreiben konnte! – seine eigene Überwindung, will Leiden, will Untergang, will Tod: das ist sein Sinn *sub specie* des Tragischen, das ist sein „dionysisches Geheimnis“. Im Grunde tastete ich also mit einer gewissen Verwegenheit, ob auch immer noch durchaus unsicher, nach dem tragischen Urphänomen der Welt, welches ich seither mit wachsender Klarheit als das religiöse Urphänomen der Welt zu erkennen glaube. Gewiß kam alles dieses in einem mit Fremdwörtern ungeschickt überladenen Stil ungeschickt genug heraus, ohne jene Gewährtheit der Worte und Begriffe, die für solche kitzlige Fragen nun einmal unerlässlich ist. Stark befangen in der Passion des Lebens, – einer neuen Tragik, wie man wohl gesagt hat, – widmete ich mein annoch unflüggendes Denken der Passion des Todes, einer alten und vielleicht sogar verjährten Tragik: und stieß damit, wer übersähe es, auf den christlich geschürzten Knoten der Welt. Freilich setzt diese meine Christlichkeit ein volles Halbjahrtausend vor der Geburt des synoptischen Herrn ein, und was am Ende noch mehr zu bedenken wäre, – nicht gerade bei den Juden, sondern bei den Griechen. Wenn schon unvermeidlicherweise irgendwie Christ, vom Leiden und des Leidens ewiger Gegebenheit inspirierter, war ich doch instinktiv Heidenchrist, nicht Judenchrist (wie zum Beispiel Luther). Dies Heidentum, heute meinen Zeitgenossen, wofern sie überhaupt mir Beachtung schenken, ein Anstoß und Ärgernis, es war jedenfalls also von Jugend auf nicht meine Wahl. Wenn ich jedweden Verständnisses für das Christentum tatsächlich bin, wie mir das Urteil dieser anscheinend so gläubigen Epoche gern vorwirft, dann liegt mir dieses, mit Verlaub gesagt, von jeher im

Geblüt: ich kann einfach nicht anders. (Es gab Zeiten, vielleicht nicht ganz auf der Höhe dieser unsrigen, da es für eine höchste Tugend galt, so zu wollen, wie man kann, und das zu wollen, was man kann ...) Im übrigen möchte ich bei dieser Gelegenheit meinen allerchristlichsten Landsleuten doch noch die Frage entgegenhalten dürfen, ob der Vorgang Goethes und Nietzsches immer noch nicht ausreichend gewesen ist für die Erkenntnis, daß die Bezeichnung Heide unter Umständen das Gegenteil eines Einwands, vor allem das Gegenteil einer Beschimpfung sein kann. Liegt hier zum mindesten nicht – ein Problem vor? Eine Nuß, die man knacken, ein Knochen, den man beißen muß, um zum Kern, zum Mark zu gelangen?

Auch die andere jener beiden Jugendschriften, die den heute ominösen und odiosen Titel „Wesen der Kultur“ führt, und mit deren Manuskript in der Tasche ich nach Heidelberg übersiedelte, kam in gewisser Hinsicht aus der Gegebenheit des Leidens. Seit ich zurückdenken konnte, hatte ich mich im Widerspruch zu meiner Zeit empfunden, die ich in allen ihren Kundbarmachungen wie Öffentlichkeit, Staat, Wirtschaft, Geselligkeit, Sitte, Lebensführung, Wissenschaft, Kunst und Geschäft – und war nicht längst alles mehr oder minder nur Geschäft? – ehrlich verabscheute. Wenn ich mir Rechenschaft von dem Charakter meiner Zeit zu geben suchte, empfand ich mit schmerzhafter Deutlichkeit, daß es ihr an jenem einheitlichen Stil ihrer vitalen Äußerungen gebrach, den man bisher als Kultur bezeichnet hatte. Dies wurde mir besonders augenscheinlich durch den Vergleich, den ich unwillkürlich mit jenem Deutschland vor hundert Jahren zog, in dessen lebendig belebter, ja beglückender und besonnener Luft ich mich inzwischen immer wohler hatte fühlen lernen. „Inzwischen“ sage ich, – und das heißt natürlich: seit meiner allzu leidenschaftlichen Hingabe an Schopenhauer und namentlich an Wagner; ich war nun gleichsam aus dem feuchten Treibhaus künstlich erzeugter und darum auf die Dauer erschlaffender Tropenwärme an die freie Luft getreten, die ich mit vollen Zügen atmete und atmete. Noch stand ich der statuarischen Erscheinung deutscher Klassik einigermaßen fremd und

befangen gegenüber. Was Goethe anbetrifft, waren mir im wesentlichen Götz, Werther, Clavigo, Egmont, erster Teil Faust zugänglich, will sagen die Dramen diesseits Roms; von den Gedichten vorwiegend der Diwan und dann insonderheit die Briefe; von der Prosa die Lebensgeschichte und die Italienische Reise, die seit Jahren schon zu den geliebtesten Büchern zählten, und nicht zu vergessen: Eckermann. Dennoch schied mich die eigene Lebensunruhe, das eigene Weltfieber noch von der eigentlichen Klassik, die jene Unruhe bündigt, jenes Fieber sämftigt. So erschienen mir die beiden Epopöen in der Folge erst lesenswert, als ich mich in der wissenschaftlichen Beilage einer damals weit verbreiteten süddeutschen Tageszeitung zu einer feurigen Attacke auf den alten Uranier hatte hinreißen lassen, – mein Groll gegen alles Menschliche, das episch sich vollendet, anstatt tragisch irgendwie zu scheitern, mußte sich endlich einmal austoben. Dieser knabenhaft freche, aber zuletzt harmlose Streich trug mir eine verdiente Zurechtweisung ein aus der Feder keines geringeren als Chamberlains, dessen „Grundlagen“ alle Welt und so auch mich aufs lebhafteste beschäftigten; zu meiner Belustigung hatte er mich offenbar, Gott weiß warum, für einen protestantischen Geistlichen gesetzteren Alters genommen. (Eine Wendung saß und machte mich wütend: „Gegen Goethe kommt ein Ziegler nicht in Betracht“ ...) Diese literarische Polemik hatte das entschiedene Gute, daß ich mir die Werke des Mannes, den ich mit Abneigung und Eifersucht bekämpfte, genauer ansah; sehr bald hernach verehrte ich seine ebenso weltempfängliche wie weltverklärende Gestalt als den unerbittlichen Richter unserer eigenen Schäden und Gebrechen. Daß die prahlerisch selbstgefällige Gesittung des wilhelminischen Zeitalters nur etwa wie fauliges Holz im Dunkel gleißte, das stand mir kraft eigener Wertung unumstößlich fest. Warum sie es tat, das beantwortete mir jetzt das Zeitalter der deutschen Klassik. Ich zweifelte schon in jenen Jahren, 1901 und 1902, nicht, daß Bismarcks Reich das ewig Deutsche unserer Vergangenheit geopfert hatte, und der junge Nietzsche, Lagarde, der Rembrandtdeutsche (obwohl nicht mein Geschmack) bestärkten mich darin. Ich

schrieb also dies Büchlein vom Wesen der Kultur als Protest gegen ein Deutschland, in welchem ich mich nie und nimmer heimisch fühlen konnte [...].

Im Juni 1905 promovierte ich endlich bei Eucken in Jena statt bei Windelband in Heidelberg, bei dem sich die Promotion für mich denn doch als untunlich herausgestellt hatte. Die schriftliche Arbeit ist nachmals im Buchhandel erschienen unter dem Titel „Der Abendländische Rationalismus und der Eros“ und ist, kurz gesagt, ebenso schlecht wie ihr Titel. Wieder hatte ich mich an ein Thema herangemacht, welches in einem lächerlichen Unverhältnis zu meinen Kräften stand. Mir schwebte, wenn ich nicht irre, etwas wie eine Entwicklungsgeschichte der idealistischen Philosophie vor, mit dem Nachweis, daß im Ablauf der Jahrtausende die platonische Idee zur Kategorie im Wortverstande Hartmanns umgedeutet ward und umgedeutet werden mußte [...]. Mit einem Wort, diese Dissertation war schon das Produkt einer beginnenden Ratlosigkeit *in philosophicis*. Eine innere Stimme raunte und wisperte mir zu, daß ich bei Hartmann nicht würde bleiben können, – aber noch fürchtete ich mich vor dem gähnend leeren Raum, der dann entstehen würde. Trotz dieses *horror vacui* trieb ich der Krisis unaufhaltsam zu, die Goethe ein für allemal mit den Worten schildert: „Das Schrecklichste für den Schüler ist, daß er sich am Ende doch gegen den Meister wiederherstellen muß. Je kräftiger das ist, was dieser gibt, in desto größerem Unmut, ja Verzweiflung ist der Empfangende“. In meiner Art lag Treue; ich hing zäh an geliebten Menschen, Orten, Gegenständen, Überzeugungen. Hartmann war mir menschlich teuer, ich dankte ihm Unendliches, mich loszureißen kostete viel ... Und inzwischen hatte ich, noch von Jena aus [um die Hand meiner Braut, d. Hg.] angehalten. Die Werbung ward nicht günstig aufgenommen. Mein Schwiegervater machte zur Bedingung, daß ich zuvor mich an einer Universität habilitierte. Ich will nicht leugnen, daß ich nicht selten wohl selbst einmal mit diesem Plan gespielt hatte; denn schließlich gibt es für die Angehörigen eines jungen Mannes, der „hauptfachlich“ das Studium der Philosophie betreibt, keinen halbwegs annehmbaren Trost, als daß er sich

wenigstens gewillt zeigt, die Laufbahn eines Akademikers einzuschlagen. (Das ist eine Verbürgerlichung des Unbürgerlichsten, was es gibt. Der Mann muß einen Beruf haben: folglich hat der Beruf den Mann. Ein wahrhaft erprobtes Mittel, den Geist als Element der Weltunruhe unschädlich zu machen ...). Zurückblickend meine ich freilich schon damals heimlicherweise überzeugt gewesen zu sein, daß an den hohen Schulen Deutschlands kein Platz für mich sei. Man verneint nicht umsonst von Jugend auf jeden schulmäßigen Betrieb, um nachher doch noch nach Amt und Würden des Lehrers zu schielen [...]. Nun aber sollte ich eben jetzt, im Zustand stärkster Gärung, die Miene des Wissenden zur Schau tragen und so tun, als ob – ja, „als ob!“ – ich mit allen Dingen zwischen Himmel und Erde bereits im Reinen sei. Welch unausstehliche Falschmünzerei, Selbstpreisgabe und Heuchelei ...

Zufälligkeiten hatten mein Augenmerk auf Freiburg gelenkt. Aber gegen meine Habilitation sprachen drei Gründe. Ich hatte kein humanistisches Gymnasium „mit Erfolg“ besucht, mein Dokorexamen nur *cum laude* bestanden und war Hartmannianer oder galt dafür. Wie schwer diese Gründe im einzelnen ins Gewicht fielen, weiß ich nicht. Man schloß mich von der Habilitation nicht von vornherein aus, gab mir aber zu verstehen, daß ich nicht gerade der *benvenuto* sei. Ich übergehe jene für mich unerfreulichen Unterhandlungen und Unterhaltungen mit dem Freiburger Ordinarius. Eines Vormittags bin ich eingedenk geblieben: man hatte mir brieflich bedeutet, daß man in meiner Dissertation den deutlich zu bezeichnenden Punkt vermisste, wo ich die Wissenschaft gefördert hätte. Dieser Einwand traf mich, weil er richtig war. Ich irrte an jenem Morgen einige Stunden ratlos im Schloßgarten umher, bis es mir gewiß geworden war: dies würde ich niemals können. Förderung der Wissenschaft, – ein ehrenvolles Ziel, aber nie das meinige. Für mich handelte es sich von Anfang an um etwas anderes. Was wollte ich, was mußte ich? Darauf fand ich noch keine Antwort. Ich wußte nur seit jenem Brief aus Freiburg, was ich nicht wollte, nicht wollen durfte. Einstweilen würde ich die Dinge

treiben lassen, wie sie trieben; irgendwie würde es schon einmal recht mit mir werden ... Seither lernte ich mit wachsender Bestimmtheit nicht nur begreifen, daß ich zur akademischen Laufbahn nicht berufen sei, sondern auch, warum dies der Fall sei. (Ich überlasse es der Bosheit zu sagen: der Fuchs mit den sauern Trauben ...) [...].

Um von dieser etwas ausholenden Abschweifung wieder zu mir selbst zurückzukommen, fand ich in Bälde nochmals Gelegenheit, jetzt zum zweiten Mal in meinem Leben, die Wahrnehmung zu machen, daß die Natur zur Selbsthilfe schreitet, wo man ihr in tiefster Seele Unerwünschtes, ja Widerstrebendes aufzuzwingen gedenkt. Im August 1907 kam während eines Sommeraufenthaltes in Berchtesgaden eine tückisch schleichende Entzündung des rechten Hüftgelenks zum Ausbruch. Fast genau nach zehn Jahren war ich also von neuem der Krankheit verfallen. Nur war jetzt, soviel konnte ich bald merken, eine *restitutio in integrum* nicht mehr möglich. Der Zustand böste sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche; kaum daß ich an zwei Stöcken humpelnd die Heimreise antreten konnte. Zu Hause ergab sich rasch, daß mir nur eines – vielleicht! – noch Rettung bringen konnte: die endliche Heirat, wenn auch unter trostlosen Umständen. Die Entscheidung lag ausschließlich bei meiner Verlobten. Sie entschied, daß ich leben durfte.

Von Leopold Ziegler sind lieferbar: _____

Gestaltwandel der Götter. Vorwort Marc Jongen. 2 Bde. 2002. Zus. 940 S.

Der ewige Buddha. Vorwort Franz Vonessen. 2004. 440 S.

Zwischen Mensch und Wirtschaft. Vorwort J. Hanns Pichler. 2001. 380 S.

Gesammelte Aufsätze I. 1901–1916. Vorwort Renate Vonessen. 2007. 256 S.

Leopold Ziegler – Briefe und Dokumente. 2005. 398 S.

Leopold Ziegler – Karl Hofer. Briefwechsel 1897–1954. Hg. Andreas Hüneke. 2004. 162 S.

(Sämtlich im Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg)

Der europäische Geist. Die neue Wissenschaft. Zwei vergessene Schriften. Hg. Sophie Latour. 227 S. (Verlag Die Graue Edition)

Ältere, antiquarisch lieferbare Ausgaben: _____

Reinhold Schneider – Leopold Ziegler, Briefwechsel. 1960. 265 S.

Leopold Ziegler, Briefe 1901–1958. 1963. 504 S.

Leopold Ziegler. Leben und Werk in Dokumenten. Nachdruck des Ausstellungskatalogs der Badischen Landesbibliothek 1978/79. 168 S. (Erhältlich bei der Leopold-Ziegler-Stiftung, Dinkelbergstr. 2b, D-79540 Lörrach bzw. während der Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek).

Über Leopold Ziegler: _____

Martha Schneider-Fassbaender, Leopold Ziegler. 1978. 308 S.

Welterfall und Menschwerdung. Hg. Paulus Wall. 2001. 195 S.

Timo Kölling, Leopold Ziegler. Eine Schlüsselfigur im Umkreis des Denkens von Ernst und Friedrich Georg Jünger. Erscheint im Herbst 2008. Ca. 150 S.

Anschrift des Autors:
Manfred Bosch
Dinkelbergstraße 2b
79540 Lörrach

Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe

In der BLB werden die literarischen Nachlässe, Korrespondenzen und Privatbibliotheken von Reinhold Schneider und Leopold Ziegler aufbewahrt.

Vor 50 Jahren starben beide: der Schriftsteller Reinhold Schneider am 6. April in Freiburg und der Philosoph Leopold Ziegler am 25. November in Überlingen a. B.

Aus beider überaus reichem Schaffen werden in der Ausstellung vorgestellt: Teile ihres Briefwechsels aus dem Zeitraum von 1935 bis 1956 sowie Schneiders Schrift „Gedenkwort zum 20. Juli“ 1944, dem Tag des Attentats auf Hitler. Dankesbriefe der Hinterbliebenen des Widerstandes für seine Schrift werden im Faksimile gezeigt.

Die Ausstellung ist noch bis zum 31. Oktober in der Badischen Landesbibliothek zu sehen. Öffnungszeiten: Montag–Freitag 9–18 Uhr, Donnerstag 9–20 Uhr, Samstag 9.30–12.30 Uhr.